

Katharina Inhetveen

## Der Flüchtling

Der Flüchtling ist eine hochpolitisierte Gestalt, wo und wie auch immer er auftritt. Der Begriff »Flüchtling« entsteht im späten 17. Jahrhundert, als Frankreich aus den Niederlanden geflohene Calvinisten als *réfugiés* aufnimmt; das Konzept verbreitet sich weiter, als hundert Jahre später calvinistische Hugenotten aus Frankreich fliehen (vgl. Zolberg et al. 1989, S. 5). Seitdem und bis heute berührt die Figur des Flüchtlings stets politische und materielle Interessen verschiedener Akteure. Die, vor denen er flieht, haben ihn vielleicht vertrieben, vielleicht wollten sie seine Flucht verhindern. Die, bei denen er Zuflucht sucht, nehmen ihn auf oder versuchen, ihn abzuweisen, wollen ihn für sich nutzen, ihm helfen oder ihn loswerden. Politiker verknüpfen mit dem Flüchtling Fragen der inneren und der äußeren Sicherheit, unzählige humanitäre Organisationen leben für die und von der Flüchtlingshilfe, den Medien bietet der Flüchtling immer wieder aufsehenerregenden Stoff. Grundlegendes Interesse daran, wie der Flüchtling gesehen wird, haben schließlich diejenigen, die selbst geflohen sind. Viele Akteure sehen sich von Flüchtlingssituationen betroffen und sie versuchen, bestimmte Deutungen »des Flüchtlings« durchzusetzen. In der Folge ist er als Einzelkonstruktion kaum zu erfassen. Der Flüchtling erscheint als Gruppe von Figuren, als ein Figurenkarussell. An ihm drehen all die am Flüchtling interessierten Akteure. Je nachdem, wessen Auslegung des Konzepts gerade obenauf ist, und je nachdem, aus welcher Perspektive man auf das Karussell schaut, kommt eine andere Figur in den Blick. Der Flüchtling erscheint mal als hilfsbedürftiges Opfer oder als betrügender Schmarotzer, mal als illegaler Einwanderer oder als politisch mobilisierbare Ressource, als tüchtiger Selfmademan oder als getarnter Bürgerkriegsakteur auf der Suche nach einer sicheren Basis.

Eine universelle Festlegung des Flüchtlingsbegriffs, die die empirische Vielfalt von Fluchtphänomenen und ihren Betroffe-

nen abdeckt, ist kaum möglich und wäre angesichts ihrer politischen Implikationen eine prekäre Angelegenheit (vgl. Haddad 2008, S. 23–46). Beschreiben lassen sich jedoch sozialweltliche Typisierungen des Flüchtlings, also die Deutungsmuster, mit denen »der Flüchtling« interpretiert wird. Die Stereotypen des Flüchtlings sind mit empirischen Flüchtlingsphänomenen lose verkoppelt, sie stehen mit ihnen in Wechselwirkung, sind aber keinesfalls mit ihnen deckungsgleich. Im Folgenden interessiert nicht, was der Flüchtling empirisch ist, sondern welche historisch, kulturell und rechtlich verankerten typisierten Bilder andere von ihm haben. Fünf dieser Sozialfiguren, anhand derer »der Flüchtling« in westlichen Gegenwartsgesellschaften gedeutet wird, werden skizziert, dabei gilt besondere Aufmerksamkeit den in Deutschland gängigen Deutungen.

Die fünf Flüchtlingsfiguren treten historisch nacheinander auf, wobei sie als alltagsrelevante und in Definitionskämpfen umstrittene Kategorien bis in die Gegenwart wirken. In dieser Geschichte der Flüchtlingsfiguren zeigt sich eine grundlegende Änderung der Deutungsmuster insbesondere in der Konstruktion von Heimat. Direkt nach dem Zweiten Weltkrieg und im Kalten Krieg finden Flüchtlinge Aufnahme am Zufluchtsort. Sie können dort ankommen und eine neue, zweite Heimat finden. Heute ist die Heimat des Flüchtlings immer dort, wo er oder seine Eltern geboren wurden. Erst wenn er dorthin »repatriert« (worden) ist, ist er angekommen, jede zwischenzeitliche Zuflucht ist vorläufig.

\*

Als erste Flüchtlingsfigur begegnen uns »die Tüchtigen«: Sie haben gelitten, durchgehalten, bei null wieder angefangen und es schließlich geschafft. Wer in der frühen BRD »Flüchtling« sagt, spricht über die, die zum Ende des Zweiten Weltkrieges vor der Roten Armee nach Westen flohen – oft in einem Atemzug mit denen, die später vertrieben wurden. Wer vorher vor den Nazis ins Ausland flüchtete (vgl. Arendt 1986 [1943]), kommt allenfalls noch unter der Rubrik »Emigrant« vor. Der Flüchtling ist jetzt die gebeugte Figur im Treck über das dünne Eis des Frischen Haffs, gehetzt von den Russen, die sich in die Zonen der Westalliierten flüchtet und dort ein neues Leben aufbaut.

Der Flüchtling hat zunächst einen schweren Stand, erfährt als »Fremder«, als Habenichtss und Konkurrent die Ablehnung der Alteingesessenen. Dieser kühlen Aufnahme und seiner Entwurzelung wird sein besonderes Aufstiegsstreben zugeschrieben. Er baut nicht nur sein eigenes Häuschen, er ist solidarisch mit seinen Schicksalsgefährten und er leistet einen wesentlichen Beitrag zum Wirtschaftswunder. Der Flüchtling ist die personifizierte Tüchtigkeit, trotz allen Leids – und so tritt er auch in Beiträgen der frühen Nachkriegssoziologie auf (vgl. Gerhardt 2000, S. 4–54).

Heute *ist* man nicht Flüchtling, man *war* Flüchtling. Die Flüchtlinge von damals sind angekommen. Sie haben sich etabliert, ihre Integration gilt als Erfolgsgeschichte. Was individualbiographisch als Vergangenheit gesehen wird, bleibt familienbiographisch bedeutungsvoll. Manch ein in der BRD geborenes Flüchtlingskind gibt an die eigenen Kinder weiter: »Wir bekommen nichts geschenkt und müssen uns alles selbst erarbeiten.« Der Flüchtling erbt nichts, führt aber dank seiner Tüchtigkeit und Solidarität dennoch ein anständiges Leben.

Der Opferdiskurs um den Ostflüchtling zielt zunächst auf verlorene Habe und Heimat. Er geht einher mit Vergemeinschaftungen, mit Verbänden und Vertriebenenquoten in politischen Parteien. Der Flüchtling, so etabliert er in Westdeutschland lebt, will die alte Heimat nicht loslassen. Diejenigen, die sich als Flüchtlinge ab Mitte der sechziger Jahre für die Entspannungspolitik einsetzen, erscheinen als Abweichler von der ostpolitischen Linie, die ein Flüchtling eigentlich zu vertreten hat.

Spät erst, nach der Wendezeit, kommen die Traumata der Flucht selbst in den Blick. Zu der volkstümelnden, aber letztlich materiell argumentierenden Ausrichtung der alten Verbände und Landsmannschaften tritt eine neue Aufmerksamkeit dem Flüchtling gegenüber. Sie gilt dem, der nicht nur die Folgen der Flucht zu tragen, sondern auch die Flucht selbst durchlitten hat. Literarische, mediale und politische Aufbereitungen von Flüchtlingsdramen, seien es winterliche Trecks oder die Gustloff, zeichnen sich in sehr unterschiedlichem Grad durch historische Tiefe aus. Im Fokus steht das Leiden der um das nackte Leben kämpfenden Menschen, die Flüchtlinge als Opfer. Die politischen Zusammenhänge der Flucht gegen sein Leiden aufzurechnen, wird angesichts dieser Flüchtlingsfigur weithin als Zumutung empfunden.

Nicht nur fangen die Flüchtlinge im Westen Deutschlands bei null an, es gilt dort auch die Nachkriegskonstruktion der Stunde null – und was vorher war, hat nichts mit dem zu tun, was jetzt ist.

\*

Die Trennung der Flüchtlingsfigur vom politischen Kontext der Flucht endet im Kalten Krieg. Der Flüchtling wird zum willkommenen Trumpf der Politik. Vor allem im Westen gilt er als lebender Beweis für die Unerträglichkeit des politischen Systems jenseits des »Eisernen Vorhangs«. Wer aus dem Ostblock flieht, wird im Westen warm begrüßt. Selbstverständlich bleibt er langfristig dort. Dem Flüchtling, der die politische Ordnung des Ostens als falsch erkannt und erfahren hat, ist eine Rückkehr nicht zuzumuten. Mehr noch: Dass er bleiben will, zeigt die Überlegenheit des Westens und macht den Flüchtling zur Ressource in der politischen Öffentlichkeit. Ein echter Flüchtling ist im Kalten Krieg der, der nicht in sein Herkunftsland zurückkehren will.

Die Sowjetunion sieht die Flüchtlinge aus entgegengesetzter Perspektive. Schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit besteht sie auf der Repatriierung ihrer Bürger, von denen sich bei Kriegsende mehrere Millionen als Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter, Soldaten und Zivilisten in Deutschland befinden. Viele von ihnen werden gegen ihren Willen in die Sowjetunion zurücktransportiert (vgl. Marrus 1999 [1985], S. 353ff.). Wie mit diesen Displaced Persons hält es die UdSSR auch mit Flüchtlingen: Es gilt das Prinzip der Repatriierung. Dem internationalen Flüchtlingsregime, das sich nach 1945 mit neuen Organisationen weiterentwickelt, steht die Sowjetunion kritisch und distanziert gegenüber. Das UN-Hochkommissariat für Flüchtlinge (UNHCR) und die Genfer Flüchtlingskonvention entstehen unter Federführung der Westmächte und zielen vornehmlich auf Flüchtlinge aus Ostblockstaaten ab, ebenso wie zusätzliche Programme namentlich der USA. Der Flüchtling, dem man helfen will, ist der politische Flüchtling des Kalten Krieges – deutlich geringer ist die Bereitschaft des Westens, Fliehende aus den Ländern des Südens zu unterstützen (vgl. Salomon 1991).

Mehr noch als die Ostflüchtlinge zu Kriegsende wird der Flüchtling des Kalten Krieges zum individuellen Helden. Die

Staaten des Ostblocks versuchen, ihre Bürger im Lande zu halten, mit aufwendigen Befestigungsanlagen, wie sie heute nur noch gebaut werden, um unliebsame Migranten aus dem eigenen Gebiet auszusperren. Der Republikflüchtling hat in seiner Not die lebensgefährliche Flucht über Mauern, Minen und durch Selbstschussanlagen gewagt. Er ist weniger Opfer als vielmehr ein Held, der mit der geglückten Flucht einen Sieg gegen ein menschenunwürdiges System errungen hat. Nicht nur um seine persönliche Freiheit geht es hier, sondern um die Freiheit oder Unfreiheit ganzer politischer Systeme.

Dort, wo sich letzte rote Inseln auf der Landkarte befinden, setzt sich das politische Willkommen für den Flüchtling auch nach dem Ende des Kalten Krieges fort. In den USA sind es die antikommunistischen Hardliner, die den Exilkubanern besonders verbunden sind. Wie stark die freundliche Aufnahme des Flüchtlings vom politischen Payoff abhängt, zeigt die inzwischen zunehmende Sorge in den Vereinigten Staaten, nach einer Systemänderung in Kuba könnten Massen von Kubanern zuwandern. Ohne die letzten Reste des Kalten Krieges ist auch der Flüchtling des gegnerischen Blocks nicht mehr willkommen.

\*

Der Kalte Krieg ist vorbei, und der Flüchtling ist – insbesondere außerhalb Europas – zum Klienten des neuen Humanitarismus geworden (vgl. Chimni 2000). Neben dem UNHCR kümmern sich Hunderte von nationalen und internationalen Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen darum, Flüchtlingen zu helfen. Mit ihren Non-Profit-Tätigkeiten setzen sie jährlich Milliarden um, gespendet von Staaten, Kirchen, anderen Einrichtungen und Einzelpersonen. Der Flüchtling, auf den sich diese Organisationen beziehen, über den sie ihre Arbeit legitimieren und mit dem sie um Spenden und Marktanteile werben, ist unschuldig und hilfsbedürftig. Der Inbegriff von Unschuld und Hilfsbedürftigkeit sind Frauen und vor allem Kinder – entsprechend tritt diese Flüchtlingsfigur vorzugsweise als madonnengleiche Mutter mit kleinem Kind auf (vgl. Malkki 1995, S. 10f.). Achtzig Prozent aller Flüchtlinge sind Frauen und Kinder, lautet ein beliebter Slogan der Flüchtlingshilfe. Tatsächlich liegt der Anteil der Männer

und Kinder nicht unter dem der Frauen und Kinder, doch Erstere eignen sich weniger gut zur Konstruktion des Flüchtlings als eines hilfsbedürftigen Opfers. Ein männlicher Flüchtling könnte sich selbst helfen, arbeiten, sich selbst verteidigen wie ein Mann. Dagegen leuchtet es jedem Geldgeber ein, dass Frauen und Kinder materiell unterstützt und vor Gefahren geschützt werden müssen. Ein männlicher Flüchtling könnte Hilfsgüter verkaufen, versaufen oder gar für den bewaffneten Kampf in der Heimat einsetzen; eine Frau jedoch wird die Hilfe wie vorgesehen für ihre Familie einsetzen. Der Flüchtling als hilfsbedürftige, unschuldige und unpolitische Figur, als reine Klientel der humanitären Hilfe, hat die Gestalt einer Frau mit Kind (vgl. Turner 2002, S. 34f.). Was sich in der Spendenwerbung bildlich manifestiert, schlägt sich auch in den Organisationsformen der Flüchtlingshilfe nieder. Das Welternährungsprogramm etwa setzt darauf, eine deutliche Mehrheit an Frauen unter den Flüchtlingen zu haben, die in Flüchtlingslagern die Nahrungsmittelrationen verteilen. Der unschuldige und notleidende Flüchtling ist nicht zuletzt auch Bezugspunkt und intrinsische Motivation in den Selbstdefinitionen des Hilfspersonals.

Als Sozialfigur im Westen ist die madonnenhafte Flüchtlingsmutter eine Gestalt in der Ferne. Sie ist nicht nur als völlig entpolitisiertes, harmloses Wesen konstruiert – sie ist außerdem so weit weg vom Publikum der Spendenwerbung, dass sie keinerlei Bedrohung darstellt. Man spendet für eine Afrikanerin oder Asiatin mit ihrem Baby, die schuldloses Opfer schrecklicher Umstände ist und zugleich weder Pläne noch Möglichkeiten hat, in den Westen zu kommen.

Den Opferdiskurs, der zu dieser Flüchtlingsfigur gehört, führen zunächst nicht die Betroffenen selbst, er stammt aus der Welt der humanitären Hilfe. Das Etikett »Flüchtling« ist nicht als Eigenbezeichnung entstanden, sondern wird den Geflohenen von außen auferlegt. Die im internationalen Flüchtlingsregime verfestigten Assoziationen, die mit dem »Flüchtling« verbunden sind, werden von den Flüchtlingen selbst wahrgenommen, in ihre Wissensbestände integriert und bei Gelegenheit auch gezielt eingesetzt. Die Etikettierten gehen aktiv mit den Zuschreibungen um, mit der kulturellen Figur des hilflosen Flüchtlings ebenso wie mit der legalistischen Konstruktion des mit bestimmten Rechten



ausgestatteten Flüchtlingsstatus. So wird das Stereotyp des hilflosen Flüchtlings zur beobachtbaren Gestalt. In Begegnungen mit möglichen Helfern – mit Personal der Flüchtlingsverwaltung, Mitarbeitern humanitärer Organisationen, Journalisten, mit so gut wie jedem beliebigen *muzungu* – wissen viele Flüchtlinge ihr Leiden zu inszenieren (vgl. Inhetveen 2006). Vielleicht führt das zu einer Unterstützung, zumindest einer milden Gabe, und ihre Gegenüber genießen nicht nur die Genugtuung des Helfers, sondern auch die Bestätigung ihrer Erwartungen.

\*

Das Gegenstück des als Madonna mit Kind inkarnierten »vulnerable victim« bildet die Flüchtlingsfigur des gerissenen Betrügers, des »cunning crook« (Horst 2006, S. 11). Ist der Flüchtling zunächst jemand, der aufgrund dieses Status bestimmte Rechte hat, besteht allseits die Erwartung, dass er (und hier eben nicht: sie) diese Rechte und die ihm zuteilwerdende Hilfe missbrauchen wird. In den Flüchtlingslagern des Südens manipuliert er dieser Deutung zufolge den Empfang der Essensrationen, indem er etwa Todesfälle von Familienmitgliedern verschweigt und weiter Lebensmittel für sie erhält; er stiehlt aus den Warenlagern der Hilfsorganisationen; er erzählt Lügengeschichten über seine angeblich besonders leidvolle Situation, womit er sich zusätzliche Hilfen verschaffen will, vielleicht sogar das begehrte Resettlement in ein reiches Land. Möglicherweise hat der Flüchtling auch nicht seine individuellen Interessen im Sinn, sondern agiert für eine bewaffnete Gruppe in seinem Herkunftsland. Er gibt sich als ziviler Flüchtling aus, nutzt aber in Wahrheit den Zufluchtsort als sicheres Rückzugsgebiet, rekrutiert weitere Krieger unter den Flüchtlingen und verschafft seiner Gruppierung Hilfsgüter, die eigentlich für die Zivilisten bestimmt sind. Dem betrügerischen Flüchtling traut man alles zu, und in den Hilfsorganisationen werden die vielfältigen Täuschungspraktiken der Flüchtlinge als Organisationswissen schriftlich und mündlich gesammelt und verbreitet.

In den reichen Ländern des Westens ist der Flüchtling nicht denkbar ohne die Vermutung, dass er vielleicht gar keiner ist. Den Verdacht des »Asylbetrugs« kann er kaum abschütteln. Er

kommt aus einem armen Land? – Wahrscheinlich will er nur in wirtschaftlichem Wohlstand leben und flieht gar nicht vor Verfolgung und Gewalt. Er hat keine Papiere? – Wahrscheinlich will er nur seine Abschiebung erschweren. In Europa wird der Flüchtling zum »Asylanten«, zu einem, der nicht Zuflucht sucht, sondern sich illegal, illegitim und trickreich bessere Lebensbedingungen verschaffen will.

In der Tat lassen sich Flüchtlinge bei den genannten und ähnlichen Vorgehensweisen beobachten (vgl. Kibreab 2004). Was die Soziologie als sekundäre Anpassung oder defensive Strategien bezeichnet, erscheint in der Figur des *cunning crook* als Betrug, noch dazu als einer, der die selbstlose Hilfsbereitschaft anderer ausnutzt. Nicht nur in Lebenswelten, die den persönlichen Kontakt mit Flüchtlingen weitgehend ausschließen, ist die Figur des betrügenden Flüchtlings gängig. Beim Personal der Flüchtlingshilfe findet sich die gleiche ambivalente Konstruktion ihrer Klientel wie in der Sozialarbeit: Einerseits sieht man die Menschen, denen zu helfen man antritt, als hilfsbedürftig; das ist der Daseinsgrund und die Legitimation der Arbeit. Andererseits sind sie nach dieser Sichtweise renitent und nutzen die Hilfssysteme zu ihrem Vorteil aus, zweckentfremden die Unterstützung und enttäuschen jedes naive Vertrauen ihrer Helfer. Das Stereotyp des betrügenden Flüchtlings immunisiert die Flüchtlingshilfe gegen Kritik und Misserfolg. Es ist nicht zuletzt eine Legitimationsfigur: für fehlgeschlagene Projekte, verschwundene Gelder oder unterlassene Hilfe in vorgeblichen Härtefällen. In der Politik wird der *cunning crook* weltweit auf die Bühne des Diskurses geholt, um Verschärfungen des Asylrechts und der Anerkennungsverfahren zu begründen und so die Zahlen der Asylgewährungen weiter zu senken.

\*

Wenn sie in überfüllten Booten massenweise über das Meer nach Europa streben, schwimmen die Flüchtlingsfiguren. Die Berichterstattung spricht in einem Satz von Flüchtlingen, im nächsten von illegalen Einwanderern, als seien das Synonyme. Als juristische Figur ist der Flüchtling grundsätzlich berechtigt, in einem anderen Land Zuflucht zu suchen und dort Asyl zu bean-

tragen, gerade als Flüchtling ist er nicht illegal. Dennoch, der Westen sieht sich der Figur des illegalen Flüchtlings gegenüber. Sie wird erzeugt durch die immer strenger abgeriegelten Grenzen der reichen Länder. Auch Europa ist von Süden aus immer schwerer zu erreichen, die Möglichkeiten beschränken sich auf wenige, beschwerliche und gefährliche Wege. Fliehenden Asyl zu gewähren, gilt in der internationalen Flüchtlingspolitik nicht mehr als bevorzugte Option. Der Westen versucht, Konstellationen, die massenhafte Fluchtbewegungen auslösen könnten, bereits in den Herkunftsregionen der potenziellen Asylbewerber zu lösen. Müssen Menschen fliehen, sollen sie das vorzugsweise innerhalb ihres eigenen Landes tun. Wenn sie nicht im Herkunftsgebiet gehalten werden können, etwa in *safe havens* oder *regional protection areas*, sollen sie zumindest außerhalb der EU-Grenzen in extraterritorialen Lagern durch das Asylverfahren geschleust werden (vgl. Crisp 2006).

Wer dennoch bis Europa kommt, wen die Medien nach einer lebensgefährlichen Reise auf kaum seetüchtigen Kähnen zeigen, den ordnet der bloße Augenschein als Flüchtling ein: Verzweifelt, unter Lebensgefahr gereist, völlig erschöpft, sprachlos. Ähnlich reduziert, handlungsunfähig und ausgeliefert erscheinen die Insassen von Auffang- und Abschiebelagern. Diesem Bild entspricht auch der Flüchtling, den Giorgio Agamben (2002 [1995], S. 140ff.) in seinem Buch *Homo sacer* als paradigmatisch für das »nackte Leben« anführt.

Die öffentliche Diskussion ist beherrscht von dem Bild, dass sehr viele und immer mehr Flüchtlinge halbtot an die europäische Küste gelangen – wobei diejenigen, die über andere Wege einreisen, tatsächlich zahlreicher, aber weniger sichtbar sind. Je mehr Flüchtlinge eintreffen, desto stärker beginnt ihr Bild zwischen der Erscheinung als Opfer und der als Bedrohung zu changieren. Beide Seiten dieser Flüchtlingsfigur haben ihre Bedeutung für die Politik, die europäischen Grenzen noch undurchlässiger zu machen und bereits außerhalb dieser Grenzen nationale Exekutivorgane und die FRONTEX auf dem Wasser, zu Lande und in der Luft gegen die Immigration einzusetzen. Der Flüchtling als Opfer wird herangezogen, um die Maßnahmen zu legitimieren: Die qualvolle Überfahrt und das massenweise Ertrinken der Flüchtlinge könne man nicht dulden.

Gleichzeitig hat der verschärfte Grenzschutz die erwartete und erwünschte Nebenfolge, dass weniger Flüchtlinge europäischen Boden betreten. Indem man antritt, Opfer zu verhindern, bekämpft man auch die Bedrohung, die sie innenpolitisch darstellen – und zwar nicht mehr wie im Kalten Krieg für die Herkunftsländer, sondern für die Zielländer. Im illegalen Flüchtling an den Stränden von Lampedusa, Malta oder den Kanaren verschmelzen *vulnerable victim* und *cunning crook* zu einer Figur. Welche Ansicht des Flüchtlings überwiegt, die des Opfers oder die des Betrügers, hängt bei dieser Flüchtlingsfigur maßgeblich davon ab, ob sie drinnen oder draußen ist: Ob sie als Leidender in der Ferne oder als Eindringling im eigenen Land gesehen wird. Was den Leichen ertrunkener Afrikaner an erschüttertem Mitleid gilt, schlägt den Bootsflüchtlings an Misstrauen und Ablehnung entgegen, wenn sie überleben und das Innere Europas erreichen.

Diejenigen, die trotz allem in Europa Zuflucht erhalten, werden nur auf Zeit geduldet. Der juristische Flüchtlingsstatus, nach der Genfer Flüchtlingskonvention oder – in Deutschland – nach dem Grundgesetz, wird den Asylsuchenden nur noch ausnahmsweise zugesprochen (vgl. BAMF 2008). Vorläufig bleiben dürfen sie allenfalls als »B-Flüchtlinge« oder »Bürgerkriegsflüchtlinge« mit deutlich eingeschränkten Rechten. Sobald sich die Lage in der Herkunftsregion beruhigt zu haben scheint, müssen sie dorthin zurück. Entsprechend wird die Sozialfigur des Flüchtlings mit einer konstitutiven Heimatverbundenheit ausgestattet. Noch beim Flüchtling des Kalten Krieges war es selbstverständlich, dass er im Zufluchtsland bleibt. Seit sich aber die Fluchtbewegungen aus den Ländern des Südens vermehrt haben und der Kalte Krieg vorbei ist, gilt es mehr und mehr als die Natur des Flüchtlings, dass er nach Hause zurückkehren will. Diese Zuschreibung ist auch im Feld der humanitären Hilfe verfestigt, nicht zuletzt in der Organisationskultur des UNHCR. Seit dieser die neunziger Jahre als das »Jahrzehnt der Repatriierung« ausrief, gilt die Rückführung als die bestmögliche Lösung für Flüchtlingssituationen. Im Zufluchtsland ist der Flüchtling stets nur auf Zeit, egal, wie lange er bleibt. Flüchtling ist er erst dann nicht mehr, wenn er in sein Herkunftsland zurückgekehrt ist. Der Flüchtling gehört nach Hause – dort, wo-

hin er geflohen ist, sieht man sein Bleiben immer nur vorläufig als gerechtfertigt an.

\*

Das Figurenkarussell der Flüchtlinge ist variantenreicher geworden. In den geographischen Zuordnungen des Flüchtlings hat sich der zunächst rein europäische Fokus verbreitert und nach Afrika, Asien und Südamerika verlagert. Die Bindung des Flüchtlingsbegriffs an bestimmte Herkunftsländer, wie sie die rechtlichen Definitionen seit dem Völkerbund und bis Mitte des 20. Jahrhunderts vorsahen, ist längst aufgegeben. In den Deutungen des Flüchtlings macht es jedoch nach wie vor einen erheblichen Unterschied, woher jemand kommt, und die hier beobachtbaren Differenzierungspraktiken haben nicht zuletzt mit Rassismus zu tun (vgl. Crisp 2006, S. 212f.).

Verändert haben sich auch die Schwierigkeiten und Gefahren der Flucht selbst. Immer weniger Staaten hindern ihre Einwohner daran, aus dem Land zu fliehen – und immer mehr Zielländer versuchen, die Fliehenden daran zu hindern, ihr Territorium zu betreten. Sie bleiben nicht mehr im Stacheldraht des eigenen Landes, sondern in dem des vermeintlichen Zufluchtslandes hängen. Dort ist der Flüchtling, der es erreicht, auch kein Held mehr, wie es noch der Dissident des Kalten Krieges war. Für Opferdiskurse eignen sich die verschiedenen Flüchtlingsfiguren in sehr unterschiedlichem Maße, und es sind nicht notwendig sie selbst, sondern oft selbsternannte Vertreter, die diese Diskurse antreiben und bedienen. Neben dem Flüchtling als Opfer steht der betrügerische Flüchtling, und je näher die Fliehenden Europa kommen, desto mehr verschmelzen diese Figuren im europäischen Blick zu einem zugleich hilfsbedürftigen und bedrohlichen »illegalen Flüchtling«.

Besonders folgenreich sind die Veränderungen dessen, was dem Flüchtling als Heimat zugeschrieben wird. Wenn die »Heimat« des Flüchtlings umgedeutet wird, ändern sich auch die Möglichkeiten für Flüchtlinge, sich am Zufluchtsort niederzulassen und dort ein dauerhaftes Zuhause zu finden. Bis in den Kalten Krieg hinein war eine gleichsam soziologische Deutung des Heimatbegriffs allgemein möglich und gängig: Eine Heimat kön-

nen Menschen sich schaffen. Mit der zunehmenden Abschottung der Zufluchtsländer geht eine Naturalisierung des Heimatkonzepts einher. Zuflucht finden kann ein Flüchtling nur noch vorläufig. Als seine Heimat gilt auf immer sein Herkunftsland, eine zweite Heimat ist nicht vorstellbar.

Entsprechend wird es als natürliche Eigenschaft des Flüchtlings betrachtet, dass er »nach Hause« zurückkehren will. Die Kategorie »Flüchtling« ist stets eine vorläufige Zuschreibung; gleichzeitig jedoch ist sie ein Master-Status, der alle anderen Identitäten und Eigenschaften dominiert. Hier wird das grundlegend Transitorische der Flüchtlingsfigur deutlich: Ein Flüchtling ist nichts als Flüchtling, andere Rollen und Eigenheiten treten dahinter zurück – und doch ist dieser Status niemals ein endgültiger. Das Einzige, was der Flüchtling ist, kann er nicht bleiben. In sein Herkunftsland kann er oft jahrzehntelang nicht zurückkehren. Was dem Flüchtling bleibt, ist ein dauerhaft vorläufiges Dasein in den Zwischen- und Sonderräumen der nationalstaatlichen Ordnung.

#### Literatur

- Agamben, Giorgio (2002 [1995]), *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Arendt, Hannah (1986 [1943]), »Wir Flüchtlinge«, in: dies.: *Zur Zeit. Politische Essays*, herausgegeben von Marie Luise Knott, Berlin: Rotbuch, S. 7–21.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) (2008), *Asyl in Zahlen 2007*, Nürnberg: BAMF.
- Chimni, B. S. (2000), »Globalization, humanitarianism and the erosion of refugee protection«, in: *Journal of Refugee Studies* 13, S. 243–263.
- Crisp, Jeff (2006), »A new asylum paradigm? Globalization, migration and the uncertain future of the international refugee regime«, in: *Flucht als Politik. Berichte von fünf Kontinenten*, herausgegeben von Katharina Inhetveen, Köln: Köppe, S. 205–220.
- Gerhardt, Uta (2000), »Bilanz der soziologischen Literatur zur Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge nach 1945«, in: *Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven*, herausgegeben von Dierrk Hoffmann, Marita Krauss und Michael Schwartz, Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer, München: Oldenbourg, S. 41–63.
- Haddad, Emma (2008), *The Refugee in International Society. Between Sovereigns*, Cambridge: Cambridge University Press.

- Horst, Cindy (2006), *Transnational Nomads, How Somalis Cope with Refugee Life in the Dadaab Camps of Kenya*, New York/Oxford: Berghahn.
- Inhetveen, Katharina (2006), »Because we are refugees«. Utilizing a legal label«, in: *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 27, S. 109-131.
- Kibreab, Gaim (2004), »Pulling the wool over the eyes of the strangers: Refugee deceit and trickery in institutionalized settings«, in: *Journal of Refugee Studies* 17, S. 1-26.
- Malkki, Liisa H. (1995), *Purity and Exile. Violence, Memory, and National Cosmology among Hutu Refugees in Tanzania*, Chicago/London: University of Chicago Press.
- Marrus, Michael R. (1999 [1985]), *Die Unerwünschten. Europäische Flüchtlinge im 20. Jahrhundert*, Berlin/Göttingen/Hamburg: Schwarze Risse/Rote Straße/VLA.
- Salomon, Kim (1991), *Refugees in the Cold War. Towards a New International Refugee Regime in the Early Postwar Era*, Lund/Bromley: Lund University Press/Chartwell-Bratt.
- Turner, Simon (2002), »Dans l'œil du cyclone. Les réfugiés, l'aide et la communauté internationale en Tanzanie«, in: *Politique africaine* 85 (März), S. 29-44.
- Zolberg, Aristide R./Astri Suhrke/Sergio Aguayo (1989), *Escape from Violence. Conflict and the Refugee Crisis in the Developing World*, New York/Oxford: Oxford University Press.

Julia Reuter

## Der Fremde

Eine der bekanntesten literarischen Fremdenfiguren stammt von Franz Kafka: Josef K., der – wie der fragmentarische Name schon zeigt – ein Fremder ist, weil er als Mensch keine Geschichte und keine Identität besitzt. Josef K. ist kein Einzelfall, sondern ein Kind seiner Zeit; einer Zeit, in der Menschen zu Fremden werden, weil die Gesellschaft, in der sie leben, sie durch die voranschreitende Bürokratisierung und Institutionalisierung von sich, von der Natur, der Arbeit und den Menschen um sie herum entfremdet. Und: Es ist eine tödliche Logik der Entfremdung, denn je entschlossener Kafkas Helden versuchen, den Dingen auf den Grund zu gehen, desto fremder erscheinen sie, desto mehr laufen sie Gefahr, sich selbst zu verlieren. So auch in seinem berühmtesten Roman *Der Prozess*, in dem Josef K. von einer mysteriösen Behörde der Prozess gemacht wird, ohne dass er – trotz Nachfragen und -forschen – den Grund der Anklage erfährt, geschweige denn die Ankläger zu Gesicht bekäme. Das ausweglose Labyrinth der Gerichtswelt, in das sich Kafkas Antiheld mit seinen Fragen verirrt, wird zum Sinnbild einer modernen Entfremdungsproblematik. So steht das *Kafkaeske* als Sammelbegriff für die Situation des Ausgeliefertseins des Menschen an geheimnisvolle Instanzen. Es steht für die Furcht vor einer von gewaltigen bürokratischen Staatsapparaten verwalteten Massengesellschaft, vor allem aber für das *moderne Schicksal*, ein Fremder unter Fremden zu sein. Es ist die zeitlose Aktualität der kafkaesken Verhältnisse, die seine Werke auch ein Jahrhundert später zu Klassikern machen.

Annähernd dreißig Jahre nach Erscheinen des *Prozess* kehrt der Fremde 1942 in Albert Camus' gleichnamiger Erzählung ins Leben zurück. Meursault, ein junger Franzose in Algerien, wird an einem Sommertag zum Mörder. Meursault ist jedoch kein Mörder im eigentlichen Sinn, da ihm die Motive für sein Handeln fehlen. Auch ihm wird – ähnlich wie seinem Leidensgenossen Josef K. – der Prozess gemacht, allerdings nicht, weil er einen